Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 36 (1946)
Heft: 7

Artikel: Der ewige Traum [Fortsetzung]
Autor: Caren
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-635958

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ROMAN VON CAREN

DER EWIGE TRAUM

34. Fortsetzung

Ich bringe ihn schlimmstenfalls auch auf zehn Millionen, da er doch immer so gern in Francs rechnet. Das ist schliesslich nicht zu verachten. Zahlbar in fünf Jahresraten, aber der Gesamtbetrag deponiert auf einer Schweizer Bank. Er verlangt von Ihnen dafür lediglich die vertragliche Zusicherung, dass Sie Ihr Verfahren weder anderweitig verwerten, noch publizieren und das Besitzrecht auf die Maschinen, die er binnen drei Monaten zu verschrotten verspricht."

Raffal nickt nachdenklich. „Alles ganz schön. Zehn Millionen — eine phantastische Vorstellung. Aber —" er hebt plötzlich mit einer heftigen Bewegung den Kopf — „Sie müssen doch bedenken, Blanchard, es handelt sich für mich nicht bloss um Gold oder gar Geld, sondern um eine Idee — eine Menschheitsidee. Es ist ein Vermächtnis meines Vaters, das ich doch nicht einfach verschachern kann."

Blanchard schweigt einen Augenblick, dann holt er aus seiner umfangreichen Aktentasche ein dickes Bündel von Zeitungsausschnitten und maschinengeschriebenen Blättern hervor.

„Lesen Sie sich das durch, lieber Freund", sagt er nachdrücklich, „und dann wollen wir morgen weiterreden."

Raffal verbringt die halbe Nacht über dem Studium dieses Aktenstücks. Da sind, sorgfältig gesammelt, Pressestimmen aus aller Welt, die sich mit seinem Fall befassen. Die üblichen skeptischen Äusserungen verschiedener berühmter Gelehrter, die haarscharf nachweisen, dass ihm die primitivsten wissenschaftlichen Grundbegriffe fehlen. Das kennt man. Die offizielle Wissenschaft hat sich noch vor jeder neuen Erfindung blamiert.

Aber da sind die von Blanchard ausdrücklich eingeholten Gutachten einiger international anerkannter, bestimmt unabhängiger Finanzexperten, die sich vom rein ökonomischen Standpunkt aus fast alle in übereinstimmender Weise äussern. „Eine derartige Erfindung wäre zweifellos als weltwirtschaftliche Katastrophe zu betrachten", heisst es da etwa. „Die plötzliche Erhöhung der Goldproduktion in grösserem Maßstab würde das gesamte bisher auf der Stabilität des Goldwerts basierende Währungssystem erschüttern und zugleich hätte der unvermeidliche Sturz des Goldpreises eine ungeheure Preiserhöhung aller übrigen Werte zur Folge. Die ökonomischen Auswirkungen wären derart, dass unbedingt sofort durch internationale Abmachungen die praktische Auswertung des neuen Verfahrens unterbunden werden müsste. Genau so, wie etwa der Diamantenmarkt durch die staatliche Absperrung der allzu ergiebigen südafrikanischen Felder saniert werden musste."

Raffal liest und liest mit immer beklemmenderer Unruhe. Niemals hat er sich mit diesen währungstechnischen oder nationalökonomischen Problemen beschäftigt. Es ist eine fremde und verwirrende Welt, deren ungeheuer komplizierter Organismus sich da vor ihm enthüllt. Wie einfach das alles in seiner Vorstellung war. Die Menschheit vom Fluch des Goldes erlösen! Was für ein kühner und kindlicher Traum!

Plötzlich fällt ihm ein, was Ariel damals gesagt hat, an jenem entscheidenden Nachmittag, als er sie zum erstenmal geküsst hat, hier in diesem Zimmer. „Glauben Sie wirklich, dass eine Sache, die mit Gold zusammenhängt, der Menschheit zugute kommt?" Er sieht noch ihr skeptisches und ein bisschen melancholisches Lächeln und hört seine stolze Antwort: „Ich würde heute noch meinen Apparat zu Brennholz zerhacken, wenn ich es nicht glaubte."

Damals konnte man noch Brennholz aus dem Apparat machen. Heute — die Maschinen muss man schon „verschroten", wie dieser ten Leert so zuvorkommend verspricht. Aber vielleicht bleibt wirklich nichts anderes übrig. — Alle diese unendlichen Kämpfe und Mühen so vieler Jahre umsonst. Ein grosser Aufwand schmählich vertan! Dafür Ariels Liebe geopfert und beinah ihr Leben — alles für ein Hirngespinst! Kann man darüber je hinwegkommen und weiterleben, als wäre nichts geschehen — ein gewöhnlicher reicher Mann, ohne Aufgabe, ohne Ziel? Nein, lieber sterben — —

Er steht am Fenster und starrt blicklos in die beginnende trübe Morgendämmerung. Er denkt an seinen Vater, dessen Lebenswerk er jetzt schmählich im Stich lassen soll. Aber plötzlich ist ihm, als stünde er wieder neben dem alten Gelehrten im Laboratorium und hörte dessen eindringlich dozierende Stimme: „Die Hauptsache ist natürlich das Element selbst, das Ixion. Die neue Methode der Goldgewinnung ist nur eine einzige, wenn auch praktisch besonders wichtige Form seiner Auswirkung. Aber es gibt gewiss noch ungezählte weitere Möglichkeiten."

Lange hat Raffal daran nicht mehr gedacht, ganz besessen, wie er war, von dem einen Ziel. Aber jetzt weiss er wieder, dass ganz neue, vielleicht noch grössere Aufgaben ihn erwarten. Es ist ihm plötzlich wieder klar, dass dies geheimnisvolle Element noch viele wunderbare und dabei weniger verhängnisvolle Gaben bergen muss, die vielleicht

GLAUBE, DEM ICH GLÄUBIG BIN

Als ich damals von dir ging,
da liebte ich ein jedes Ding
und alle Dinge, die ich sah,
sie waren mir vertraut und nah.
Die Welt war wieder schön und gut,
denn Liebe sang in meinem Blut.

Wie hell erblüht war nun die Nacht!
wie leicht des Tages schwere Fracht!
Und gütig schien mir jedes Wort
Und Heimat war mir jeder Ort.
Du bist Erfüllung mir und Sinn
und Glaube, dem ich gläubig bin.

PETER KILIAN

wirklich dazu dienen können, „die Menschheit vom Fluch der Sklaverei zu erlösen" — wie er damals gesagt hat. Mag der Holländer die Maschinen verschroten. Er wird sich mit dessen Geld ein neues Laboratorium einrichten und den Rest seines Lebens ganz diesen Forschungen widmen. Das ist das Einzige, was einem bleibt, wenn man sein Anrecht auf persönliches Glück verscherzt hat.

25.

Anders als im Norden, sanfter, unauffälliger kommt an dieser Küste der Frühling — fast schon ein Sommer. Nur die Einheimischen erkennen ihn: an der Farbe des Meeres, an den Gerüchen und am Wechsel in der Fremdensaison. Die Wintergäste, die Engländer, reisen allmählich heim, einer nach dem andern. Die Winterblumen, Veilchen und Mimosen, haben verblüht. Jetzt stehen schon die Rosen in grossem Flor und die Feigenbäume greifen mit kleinen grünen Händen nach dem Sonnenlicht. Und der tausendstimmige Liebeschor der Frösche vermischt sich mit dem Flötenkonzert der Nachtigallen, dass man vor Lärm kaum einschlafen kann.

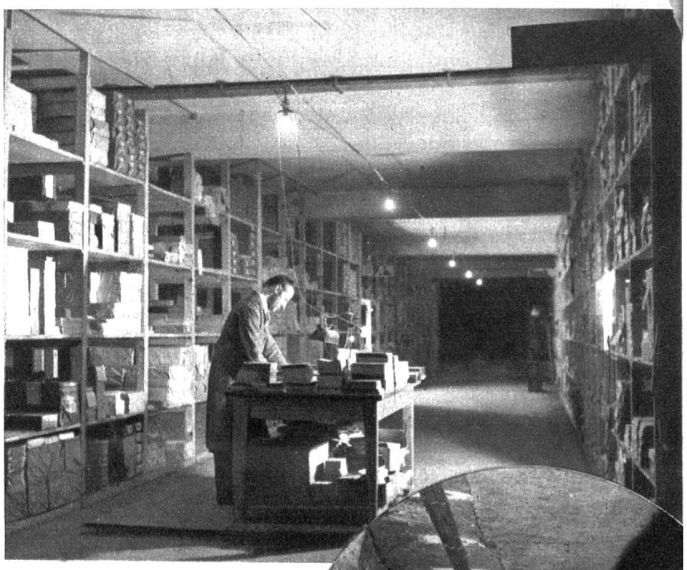
Manchmal liegt Ariel Caliga die halbe Nacht durch wach und lauscht diesem gewaltigen Frühlingsorchester. Und ihre Gedanken wandern immer den gleichen Weg: zu einem gewissen Haus im Gorbiotal, wo jetzt alles ganz lila sein muss von blühenden Judasbäumen und wo die Nachtigallen selbst am Tag nicht verstummen, so ungestört sind sie dort. Die Sehnsucht zersprengt ihr fast die Brust, wenn sie daran denkt.

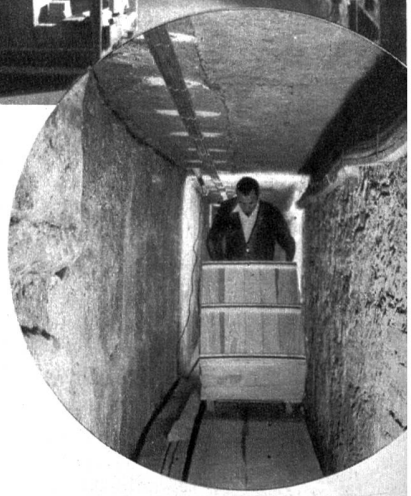
Dann dreht sie die kleine Bettlampe an und zieht unter dem Kopfkissen einen zerknitterten Brief hervor, den sie jeden Abend vor dem Einschlafen dahinlegt, um ihn ganz nah bei sich zu haben. Ein langer Brief, so oft gelesen, dass sie ihn fast auswendig kann, besonders die eine Stelle, bei der ihr das Herz jedesmal aufs neue zittert vor Glück:

„Meine Reue und meine Beschämung sind so gross, dass ich dich nicht einmal um Verzeihung zu bitten wage", heisst es da. „Meine einzige Entschuldigung ist vielleicht die, dass ich dich allzusehr liebe und immer geliebt habe, selbst noch in der Zeit, als ich glaubte, dich hassen zu müssen. Wie immer auch der Prozess für mich ausgehen mag — es kommt mir vor, als könnte mir gar nichts wirklich Schlimmes mehr geschehen, nachdem ich von der Folter dieses Irrtums erlöst bin..."

Der Brief ist schon ein paar Wochen alt und manches ist seitdem geschehen. Nach Abschluss der klinischen Behandlung hat Ariel sich auf Anraten der Ärzte zu ihrer Erholung in ein bekanntes Privatsanatorium in der Umgegend von Nizza überführen lassen, wo sich vor allem ihre Nerven wieder kräftigen sollen. Es geht nun schon viel besser damit, besonders seit jenem Tag, als ihr die Schwester diesen grossen, graublauen Brief ans Bett gebracht hat. Ihre häufigen Tränenausbrüche werden immer seltener und nur zuweilen noch spürt sie dieses lähmende Erschrecken, wenn unvermutet jemand von rückwärts an sie herantritt. Aber das ist nur noch eine leichte Nachwirkung des Schocks, den sie durch den Überfall erlitten hat. Mit jedem Tag wächst ihr Verlangen, bald wieder gesund zu werden. Und ihre ganze Umgebung kommt diesem Wunsch entgegen. Ihr Zimmer, das schönste im ganzen Haus, ist der reine Blumenwald. Die Schwestern können gar nicht genug Vasen auftreiben für alle die Blumen, die ihr täglich geschickt werden von bekannten und unbekannten Verehrern ihrer Kunst. Auch im Hause selbst überbieten sich alle darin, die schöne Patientin zu verwöhnen, vom Chefarzt angefangen bis hinunter zum Küchenchef, der heimlich durch die Pflegerin ihre Lieblingsgerichte auskundschaften lässt. Besuche sind ihr noch nicht erlaubt und sie selbst hat auch kein Verlangen danach, irgendwelche ihr im Grunde gleichgültigen Menschen zu sehen. Nur Yvo hat jederzeit Zutritt zu ihr und auch Maître Blanchard, der ab und zu mit seinem Ford zu ihr heraufgefahren kommt, wenn es irgendeine Neuigkeit

In den Katakomben des Bundeshauses





In einem grossen Raum befinden sich die Regale, in denen die Eidgenössische Drucksachen- und Materialzentrale alles für die Verwaltung der Schweiz notwendige Schreib- und Büromaterial aufbewahrt

Rechts: Unverputzte Mauern und grosse, unbehauene Felsblöcke bilden die Gänge der Katakomben des Bundeshauses (Pressbild Bern)

Sicher ein etwas ungewöhnlicher Titel, weil für die meisten von uns der untere Teil des Bundeshauses mit dem Haupttor, der grossen Eingangshalle und den breiten Aufgängen zu den Parlamentssälen und den Departementen beginnt. Tatsächlich aber befinden sich unter dem Bundeshaus ausgedehnte und tiefe Keller mit einer Unzahl kleinerer und grösserer Räume, Winkel und engen Gängen. Hier hat die Eidgenössische Drucksachen- und Materialzentrale ihre Vorräte aufgestapelt, und wer einmal bis hierher vordringen und erkennen durfte, dass es durchaus möglich ist, sich im Gewirr der schmalen Gänge als Uneingeweihter zu verirren, der würde es durchaus nicht mehr ungewöhnlich finden, wenn hier von Katakomben die Rede ist. Das Licht fliesst matt über die Wände und man hat für einen Augenblick das Gefühl, als würde alles hier unten eingeengt und erdrückt von dem grossen Bauwerk über der Erde, in dem die letzten Fäden der Verwaltung unseres Landes zusammenlaufen. Es fröstelt den Beschauer beim Anblick der grossen, rohbehauenen Steinblöcke ein wenig, wenn er sich vorstellt, dass auf ihnen der gesamte mächtige Bau ruht, vor dem er jederzeit eine gewisse Scheu und Bewunderung empfunden hat.

Aber man kann nicht nur durch Gänge mit steinernen Wänden wandern, sondern auch durch Gänge, die von den Papierballen gebildet werden, welche die Drucksachen- und Materialzentrale in Rationierungskarten oder offizielle Schriftstücke umwandeln lässt. Oder die unterirdische Welt weitet sich plötzlich zu einer spärlich beleuchteten Halle, in der in grossen Regalen vielfältiges Schreibmaterial, unübersehbare Mengen von Klischees und Bureauhilfsmitteln aufgestapelt sind. Alles sauber klassiert und registriert, da sich die Ordnung der eidgenössischen Verwaltung bis in die entfernteste Ecke der Keller erstreckt. Denn darin unterscheiden sich die Katakomben des Bundeshauses von denen in den Campagnahügeln von Rom, dass sich hier nichts verborgen oder versteckt hält. Das hier unten aufbewahrte Material aber gehört ebenso zum Notwendigen wie die schweren Felsblöcke, die das Bundeshaus tragen.

So ist es also nicht etwa irgendein Gruselgefühl, wie man es wohl gelegentlich beim Besuch von Grabkammern empfindet, das man wieder mit hinaufnimmt in die lichte Helle des Kuppelsaals oder auf das wache Leben des Bundesplatzes, sondern das Gefühl der Ordnung und Zweckmässigkeit, das im Bundeshaus von der Kuppel bis hinab in seine Katakomben vorherrscht.

Pws.

über den „Fall Raffal" zu berichten gibt, oder wenn Ariels eigene Angelegenheiten, die er zu verwalten hat, eine persönliche Rücksprache erfordern.

Jede Woche einmal kommt auch der Professor aus Nizza, der ihr Knie operiert hat, um sich von den Wirkungen der von ihm angeordneten Nachbehandlung zu überzeugen, was eine Viertelstunde in Anspruch nimmt und wofür er jedesmal 500 Francs auf die Rechnung setzt. Er zeigt sich mit den Fortschritten des Heilprozesses sehr zufrieden und verfehlt niemals, seiner schönen Patientin zu versichern, dass diese Knieoperation zu den gelungensten Operationen seiner langjährigen chirurgischen Praxis gehöre.

„Die kleine Steifheit im Gelenk, die möglicherweise zurückbleibt, wird sich mit der Zeit beim Gehen überhaupt nicht mehr bemerkbar machen", meint er eines Tages triumphierend, als Ariel in einem langen, weichfallenden Hauskleid aus wattierter Seide vor ihm ihre Gehversuche macht. Er glaubt ihr damit etwas sehr Angenehmes zu sagen. Erst ihr seltsames, fast spöttisches Lächeln, mit dem sie ihn ansieht, erinnert ihn daran, dass er es ja nicht nur mit einer schönen Frau, sondern mit einer berühmten Tänzerin zu tun hat, für die seine harmlos hingestreute Bemerkung vielleicht eine Art Todesurteil bedeutet. Rot bis hinter die Ohren, versucht er seine Ungeschicklichkeit durch allerlei tröstliche Phrasen wieder gutzumachen. Aber Ariel unterbricht ihn ganz heiter:

„Lassen Sie doch, Herr Professor. Es macht nichts. Ich muss ja nicht bis an mein Lebensende tanzen. Ich hätte vielleicht früher oder später ganz von selbst damit aufgehört — auch ohne steifes Knie." Sie ist im stillen selbst darüber erstaunt, wie wenig diese Eröffnung sie erregt. Der Gedanke, sich für immer ins Privatleben zurückziehen zu müssen, hat gar nichts Schmerzliches für sie — ja, ganz tief in ihrem Innern spürt sie sogar etwas wie Erleichterung, dass ihr das Schicksal die Entscheidung abgenommen hat.

Aber sie beschliesst, vorläufig noch zu niemand darüber zu sprechen, auch zu Yvo nicht, der davon sogar ganz persönlich mitbetroffen ist, nicht nur in materieller Hinsicht, sondern auch als Musiker, dessen künstlerisches Schaffen so eng mit dem ihren verknüpft ist.

Er hat sich ganz in der Nähe des Sanatoriums in einer kleinen ländlichen Pension einquartiert, um jederzeit da zu sein, wenn sie ihn braucht. Und sie braucht ihn sehr oft. Sein Lächeln, sein Trost, ja selbst seine stumme Gegenwart sind ihr Bedürfnis geworden in dieser schweren Zeit. Er kann, wie niemand, stundenlang still in einer Ecke sitzen, eine Partitur auf den Knien, in der er liest, oder auch mit seinen eigenen musikalischen Träumen beschäftigt — dass man seine Anwesenheit ganz vergisst. Aber nichts wirkt beruhigender auf Ariel, als das Bewusstsein dieser brüderlichen Nähe. Und wenn Yvo einmal einen Nachmittag wegbleibt, um in Nizza für sie Besorgungen zu machen, kommt sie sich ganz verlassen vor und wartet mit Ungeduld auf seine Rückkehr.

„Was würdest du sagen, Yvo, wenn es sich herausstellte, dass ich nicht mehr tanzen kann?" fragt sie ihn schliesslich einmal und ist überrascht, weder Schrecken noch Enttäuschung in seinen Zügen zu lesen. Er sieht sie mit seinen langbewimperten blauen Augen ruhig lächelnd an.

„Es würde nicht viel an meinem Leben ändern, Lelinka", sagt er einfach. Und als sie, wie fragend, den Kopf schüttelt, fährt er fort: „Mein Leben hat immer dir gehört und wird dir auch weiter gehören — ganz gleich in welcher Gestalt."

„Aber du könntest doch..." Sie kämpft gegen die Rührung, die ihr Tränen in die Augen treibt — „du findest vielleicht eine andere Tänzerin, mit der du ——"

„Nein, Lelinka", unterbricht er sie sanft, „ich will auch gar keine finden. Ich bin viel zu tief mit deiner künstlerischen Persönlichkeit verwachsen — und auch mit deiner menschlichen — um mich je wieder an eine andere zu gewöhnen. Warum auch? Du weisst doch, dass das ewige Herumreisen sowieso nur eine Marter für mich war."

„Die du vier Jahre lang für mich erduldet hast..."

„Für dich — aber für keine andere, Lelinka. Das schwöre ich dir", sagt er lachend. „Ich brauche ja, gottlob, auch so nicht zu verhungern. Mit meinen bescheidenen Ansprüchen kann ich von meinem kleinen Vermögen ganz gut leben."

„Und deine Arbeit?"

„Für die macht es doch nichts aus, im Gegenteil. Ein bisschen Sesshaftigkeit kann ihr nur bekommen, das merke ich schon jetzt. Ich habe hier schon eine ganze Tanzsymphonie geschrieben, für grosses Orchester. Ich will sie vielleicht im nächsten Winter selbst in Paris dirigieren, mit noch ein paar anderen Kompositionen von mir. „Der Tanz um das Gold", werde ich sie nennen. Die Partitur ist so gut wie fertig. Sie ist dir gewidmet, Lelinka", sagt er leise und drückt einen Kuss auf ihr Handgelenk.

Ariel ruht ausgestreckt in ihrem Liegestuhl und blickt versonnen in die hügelige Landschaft, die im Sonnenschein eines köstlichen Frühlingstages vor dem weitoffenen Fenster hingebreitet liegt.

„Schade", sagt sie mit einem Anflug von Bedauern, „ich werde deinen „Tanz um das Gold" nie tanzen können. Der Professor hat sich neulich verschnappt, dass mein Kniegelenk wahrscheinlich etwas steif bleiben wird. So, nun weisst du es."

Sie dreht den Kopf etwas zur Seite, um Yvo dabei nicht ansehen zu müssen. Aber er nickt nur still.

„Ich weiss es schon lang", sagt er. „Es ist ein schwerer Verlust für uns alle. Ein unersetzlicher Verlust. Ich persönlich bin vielleicht noch am wenigsten davon betroffen. Denn ich habe dich ganz in mir, ich weiss dich sozusagen auswendig. Ich werde nie etwas schaffen, was nicht auf irgendeine Weise von dir kommt."

Seine Augen leuchten in einem tiefen, stillen Feuer, das sie noch blauer erscheinen lässt als sie schon sind. Ariel sieht ihn gerührt von der Seite an.

„Und was würdest du sagen, wenn ich mich eines Tages verheiratete — ganz schlicht und dumm und bürgerlich", fragt sie unsicher scherzend.

„Ich würde mich freuen."

„Du würdest es nicht für einen „Narrenstreich" erklären, wie Kaja? — Was ist denn?" Sie zieht misstrauisch die Brauen zusammen. „Warum bekommst du denn so einen roten Kopf? Hast du etwas von Kaja gehört?"

Yvonitsch errötet noch tiefer.

„Ja, Lelinka", gesteht er zögernd. „Sei mir nicht böse. Wir schreiben uns ab und zu. Sie tut mir so leid."

„Kaja — dir? Deine alte „Gottesgeisel", wie du sie immer genannt hast?"

„Ach — von der „Gottesgeisel" ist nicht mehr viel übrig geblieben. Du würdest sie kaum wieder erkennen, so hat sie sich verändert. Auch äusserlich. Sie ist ganz gebrochen. Beinahe eine alte Frau."

„Gesehen habt ihr euch also auch?"

„Ja, gleich nach deinem Unfall. Ich wollte es dir nicht sagen, weil ich dachte, es regt dich auf. Sie hat es natürlich gleich gelesen damals, alle Zeitungen waren ja voll davon. Und am nächsten Tag war sie da — ganz verstört von Reue und Angst um dich. In jedem Brief fragt sie mich, ob ich glaube, dass sie dir einmal schreiben kann." Er sieht Ariel zaghaft fragend, fast bittend an. Sie liegt mit abgewandtem Gesicht und zeichnet eine Weile schweigend mit dem Finger das Tapetenmuster nach.

„Warum nicht?" sagt sie gepresst. „Ich habe keinen Hass mehr auf sie. Vielleicht könnte ich sie jetzt noch nicht sehen. Aber später vielleicht — wenn alles gut geworden ist... Grüsse sie, wenn du ihr schreibst. Ach —" seufzt sie und wischt sich eine Träne vom Gesicht — „wir sind doch allesamt arme Teufel — wir Menschen!"

(Schluss folgt)

Forellenstube Herrengasse 25 (Casino)